

Gudrun Heyens

Madrigal



Plattini
Verlag 

MADRIGAL

GUDRUN HEYENS

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-947706-49-5

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de>

© Plattini-Verlag – Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.plattini-verlag.de>

Lektorat: Silvia Hildebrandt (Reutlingen)
Umschlaggestaltung: Dream Design (Eitzweiler)
Konvertierung: Sabine Abels (Hamburg)

GUDRUN HEYENS

MADRIGAL

Zum Buch

Ferrara 1580. Im Wettstreit der norditalienischen Fürstenhöfe um die brilliantesten Dichter und Musiker ihrer Zeit, ziehen Herzog Alfonso II. d`Este und seine blutjunge Gemahlin Margherita Gonzaga mit einer Aufsehen erregenden Neuheit alle Blicke auf sich: Sie stellen drei junge Sängerinnen ein, die unter dem Namen *Concerto delle Donne* große Berühmtheit erlangen sollen.

Im Mittelpunkt des höfischen Lebens mit all seinen Eitelkeiten, persönlichen Niederlagen, Intrigen und Affairen stehen die glanzvollen Feste, bei denen sich Musik, Ballett und Maskenaufzüge in fantasievollster Prachtentfaltung präsentieren. An der Seite der Bellissima, im Schatten der schönen, bewunderten Sängerin Laura Peverara, ist Costanza Leonora Bellincampi auf der Suche nach ihrer wahren Identität und einem Leben jenseits des schönen Scheins.

1

VON MANTUA NACH FERRARA

1580

Es war Mai, sehr früh am Morgen.

Costanza stand unter dem hölzernen Vordach, die Tür hinter ihr war zugefallen. Das Licht über den Zinnen des Palazzo, wohin sie blickte, um die Zeit abzuschätzen, war von einem blassen Grau, das noch nichts vom Rosa der aufgehenden Sonne in sich trug. Die Luft war kühl, nur von den Ställen wehte ein warmer Hauch herüber. Sie zog den Umhang enger um sich, doch die Kälte war in ihrem Inneren und ließ sich nicht durch Tuch und Wolle vertreiben. Noch immer war sie benommen von der Nacht, in der schwere Gedanken sie für Stunden wachgehalten hatten, so dass sie kaum wusste, wie sie des Morgens in ihre Kleider gekommen war. Auch hatte sie keinen Bissen Brot zu sich nehmen können, den Brei nicht angerührt und die Milch kalt werden lassen; beherrscht von Unruhe und banger Erwartung verspürte sie keinen Hunger. Hatte sie an alles gedacht, was auf die Reise mitzunehmen war? Sie sah an sich herab, ihre Füße in den neuen, geschnürten Stiefeln standen rechts und links fest neben dem Ledersack, damit er nicht vom Holzsteg auf die nassen, von Pferdemist und

Stroh beschmutzten Steine glitt. In ihm war alles, was sie hatte.

Hufgeklapper kam vom Marstall her, sie blickte auf, sah ihren Vater das Gespann vor die Kutsche führen, humpelnd, schief und in der Hüfte eingeknickt von einem lang zurückliegenden Zusammenstoß mit einem Gespann. Sichtbar mühevoll schirrte er die Pferde an, die kleine Wolken in die Luft schnaubten und die Köpfe hochwarfen, so dass das Leder der Geschirre ächzte.

Sie würde ihn für lange Zeit nicht wiedersehen, doch Abschiedsschmerz empfand sie nicht bei dem Gedanken.

Die herzogliche Kutsche stand schon am Tor bereit, in ihr saßen Laura und ihr Vater, der Lehrer Peverara, hinter den burgunderroten Schlägen, auf denen das Gonzaga-Wappen mit seinen schwarzen Adlern rot und gelb leuchtete, selbst im fahlen Morgenlicht. Costanza sah den Kutscher prüfende Blicke auf Deichsel und Geschirr werfen, bevor er auf den Bock stieg und rückwärts in ihre Richtung etwas rief, das wie »Bereit!« klang.

Sie griff nach ihrem Ledersack, wollte schon losgehen, da traf ein kühler Luftzug ihren Nacken, die Tür ging auf, sie wurde hart bei den Schultern gepackt und ins Haus zurückgezogen, wo sie erst vor wenigen Minuten stummen Abschied genommen hatte.

Die Mutter stand vor ihr, sah aus, als kämpfe sie mit sich, als wolle sie ihr etwas mit auf den Weg geben, ein *Lebewohl* vielleicht, ein *Bleib gesund!* ein *Komm recht bald wieder her, mein Kind*. Wie sehnte sich Costanza nach liebevollen Worten, da es das erste Mal war, dass sie den *Palazzo* für

lange Zeit verließ. Aber solche Herzenswärme war nicht üblich zwischen ihnen.

Stattdessen trat die Mutter einen Schritt zurück, entrollte wortlos und in Hast ein Papier vor ihren Augen, das sie in ihren Händen gehalten hatte. Im schwachen Kerzenlicht sah Costanza das Wappen der Gonzaga, das Siegel des Herzogs.

Sie blickte auf, verstand nichts.

»Lies!« Die Mutter starrte sie durchdringend an und flüsterte, obwohl niemand sie hätte hören können: »Dieses ist dein wahrer Name.«

Costanza Leonora Bellincampi di Gonzaga. Das war sie, Costanza.

Die Buchstaben vor ihren Augen führten einen wilden Tanz auf.

Ihr Herz tat einen schweren Schlag, er machte ihr für einen Augenblick das Atmen schwer, trieb dann mit Macht das Blut in ihren Kopf, so dass es hinter ihren Schläfen pochte.

»Lies!« drängte die Mutter sie mit einem Blick, der Costanza ängstigte.

Ich anerkenne, dass diese meine Tochter ist.

Guglielmo Gonzaga, Duca von Mantua. Mai, Anno 1580

Ihre Gedanken stoben davon wie die Funken einer Glut, in die man einen Scheit geworfen hatte, ihr Kopf war leergefegt, als hätte sich kein einziger Gedanke je darin befunden. Sie griff nach dem Tisch, aus Angst zu fallen.

Verschwommen erst, dann immer klarer erschien ihr der Gonzaga vor den Augen; die dünne, scharfe Nase und der zu einer Spitze sorgfältig gestutzte Bart, das dunkle Kraushaar

über kindlich runder Stirn und seine engen Augen mit dem listigen Ausdruck eines Fuchses.

Der Duca, mein Vater?, wollte sie fragen, doch bevor ihr die Worte über die Lippen kommen konnten, entriss ihr die Mutter das Dokument, legte es in eine schäbige Schatulle, versenkte diese unter einer losen Holzplanke im Boden und trat sie mit ihrem derben Schuh fest.

Dann packte sie Costanza erneut bei den Schultern, zog ihren Kopf so nah zu sich heran, dass sie ihren warmen Atem spürte, und sagte mit beschwörendem Blick, als wolle sie Costanza mit einem Zauberbann belegen: »Nun weißt du es: Du bist die dritte Tochter des Gonzaga.

Doch kein Wort darüber zu niemandem. Niemals! Gelobe es!«

Costanza war zutiefst erschrocken, hob drei Finger ihrer rechten, bebenden Hand und sagte schwach, so dass sie es selbst kaum hören konnte: »Ich gelobe es ...«

»Lauter!«, forderte die Mutter in scharfem Flüsterton.

»Ich gelobe es!« Costanza ahnte jetzt, hier ging es um ihr Leben.

Mit einem Ruck gab die Mutter sie frei, trat einen Schritt zurück und sah sie an mit Augen, in denen etwas aufleuchtete, das ein Triumph sein mochte, doch nur so kurz, dass es kaum zu deuten war. Anstelle eines Abschiedswortes riss sie die Tür auf, und ehe Costanza noch irgendetwas äußern konnte, war sie von den harten Händen der Mutter hinausgeschoben worden.

Sie stolperte über die hohe Schwelle, verding sich mit einem ihrer Stiefel im Saum ihres Umhangs, wäre fast

gestürzt. Krachend fiel die Tür ins Schloss.

In ihren Ohren sauste es, und ihre Gedanken flatterten durch ihren Kopf, ein Schwindel erfasste sie, Halt suchend lehnte sie sich an die Mauer, die unter ihren Händen wohltuend kühl war.

»Costanza!« Der Vater rief.

Sie griff nach dem Ledersack zu ihren Füßen. Camillo Bellincampi, der nie ihr Vater gewesen war, stand bei der Kutsche, hielt die schlaffen Zügel in der Hand und wartete, dass sie käme und einstieg – als wäre sie dieselbe wie vor Minuten.

Wie er so dastand, gebeugt, mit hängendem Kopf, als ginge er in Trauer, war ihr, als sähe sie ihn zum allerersten Mal. Er war ihr fremd wie nie zuvor, kein Tropfen seines Blutes rann durch ihre Adern, das dachte sie in diesem Augenblick und wusste doch zugleich, das hatte sie schon immer im tiefsten Inneren gespürt. Müsste er ihr, der Tochter des Duca, nicht Respekt erweisen?

Wie sollte er? Ganz sicher wusste er kein Wort von dem, was sie jetzt wusste und was sie selbst nicht glauben konnte.

Und trotzdem blieb sie unbeweglich stehen, als wäre er ihr Diener.

Da kam er auf sie zu geschlurft, schulterte stumm den schweren Sack, trug ihn zur Kutsche und ließ den Tritt herunter, wartete fast demütig, bis sie ihm folgte. Mit gesenktem Kopf hielt er ihr die Hand hin, um ihr beim Einsteigen zu helfen. Sie ergriff sie, raffte mit der anderen ihr Kleid, den Umhang, setzte ihren Fuß auf den Tritt, sah

ihm in die trostlosen Augen und fühlte eine tiefe Scham für ihr hochmütiges Verharren, das ihn, den Arglosen, herabgewürdigt hatte. Was hatte sie dazu getrieben? Stumm bat sie um Vergebung, sagte: »Ade ...«, und legte alle Wärme in dieses eine Wort, doch *Vater* wollte ihr nicht über die Lippen kommen.

»Gott schütze Euch, und auch die Mutter – sagt ihr dies von mir.« Sie hörte ihre Stimme wie von Ferne, als spräche eine der steinernen Statuen, die in den Sälen standen.

»Tochter. Reise wohl«, antwortete Camillo Bellincampi so leise, dass sie ihn kaum verstand; auch nahm die Zahnlücke, durch die wie stets ein feiner Speichelregen sprühte, seinen Worten alle Klarheit. Sie neigte ihren Kopf zum Abschied, warf einen letzten Blick zurück; hier war sie groß geworden, hier hatte man ihr Kleider und Nahrung gegeben, dies kleine Häuschen bei den Ställen war ihr Zuhause.

Am Fenster bewegte sich das Tuch, dahinter war gewiss die Mutter und sah ihr nach. Doch war sie aufgewühlt und sorgenvoll? Entbehrte sie ihr Kind? Nein, ganz gewisslich nicht. Und wenn es doch so wäre, sie würde es nie eingestehen, das war nicht ihre Art. Die Mutter war ihr niemals zärtlich zugewandt gewesen, war scheinbar ohne Mitgefühl. Selbst als sie ihr vor Wochen verkündet hatte, dass sie, Costanza, nun nach Ferrara müsse, dass sie nun die Zofe von Laura Peverara sei und beide in dem Dienst der Este stünden, dass sie vielleicht nie mehr zurückkehrte nach Mantua – selbst da hatte nicht eine Träne in ihren Augen geschimmert. Vor dieser Herzenskälte war sie mehr

zurückgewichen als vor dem Inhalt ihrer Worte, die ihr ganzes Leben auf einen Schlag verändern würden.

Costanza straffte ihren Rücken, hob den Kopf, stieg ein.

Camillo schloss den Wagenschlag, nahm die Zügel und führte die Pferde über den Hof bis hinter die erste Kutsche, neben der die Soldaten der Eskorte bereits aufsaßen. Die Kutscher schnalzten mit der Zunge, die Pferde zogen an. Sie verließen den Hof des Palazzo Ducale in Mantua.

Durch das rückwärtige Fenster sah Costanza Camillo Bellincampi stehen und ihr nachsehen, bis sie über die Zugbrücke gefahren und außerhalb der Schlossmauern war.

Zu dieser frühen Stunde war es noch sehr kühl, in der Karosse aber nahm ihr Lauras Gepäck die Luft zum Atmen. Costanza saß eingezwängt zwischen Truhen und Kisten, die bis unter das Dach aufeinandergestapelt waren. Dicht neben ihr in Pferdedecken und wollene Tücher gehüllt, fest verschnürt, stand Lauras Harfe, eine Kostbarkeit, die sie, käme es zu einem Überfall, mit ihrem Leben zu verteidigen hätte. Über das Kutschendach hinweg wechselten die Wachsoldaten Worte über Wegelagerer und räuberisches Gesindel, mit dem in den waldigen, unübersichtlichen Abschnitten ihrer Wegstrecke zu rechnen sei. Die von lautem Lachen unterbrochenen Bemerkungen jagten ihr umso mehr einen Schrecken ein, als es so klang, als wollten die Soldaten sich selbst Mut machen, indem sie die Banditen verhöhnten.

Auf den unebenen Wegen, wo sich schlammgefüllte Löcher mit sandigen Verwehungen abwechselten, geriet die Kutsche immer wieder aus dem Gleichgewicht; Costanza

wurde bald nach rechts, bald nach links geworfen, stieß sich an den messingbeschlagenen Kanten und scharfen Ecken der Truhen und meinte jeden Kiesel zu spüren, über den die Kutschenräder holperten; die Bank, auf der sie saß, war aus rauem Holz und hatte keine Kissen. Staubige, kalte Luft zog durch das offene Fenster, vor dem ein grauer Fensterlappen flatterte. Sie umschlang den schweren Ledersack auf ihren Knien wie etwas Liebgewonnenes, das sie nie wieder loslassen wollte. Er war alles, was sie hatte.

Ich bin eine Gonzaga. Dies dachte sie mit ungläubigem Stolz. Und doch traute sie der Empfindung nicht, die plötzlich die Angst vor der unbekanntem Zukunft, die sie in den letzten Wochen eingehüllt hatte wie eine frostige Decke aus Eis, dahinschmelzen ließ. Als wäre sie jetzt eine, die in ihrem Leben nichts mehr zu befürchten hätte! Als wäre sie nicht mehr die, die nach Ferrara reisen sollte als Zofe der Bellissima, welche vor ihr in der herzoglichen Kutsche saß. Als müsse sie nicht länger verzagt auf freundliche Aufnahme beim Duca von Ferrara hoffen – war sie nicht die Schwester seiner Frau, die Schwester Margheritas? Ja, so war es wohl, wenn sie der Mutter glauben konnte. Doch wusste außer ihr dies irgendjemand? Nein. Daher hatte es keinerlei Bedeutung. Rein gar nichts hatte sich für sie geändert. Nicht einmal Margherita wusste etwas anderes, als dass sie Costanza wäre, die Tochter der Bellincampis, der Zofe und des Stallmeisters, die Margherita schon seit Kindesbeinen kannte und die sie wieder bei sich haben wollte in Ferrara. Ihre Zukunft war so ungewiss, wie sie es schon gestern und vorgestern gewesen war. Nach wie vor konnte ihr niemand

sagen, was sie zu erwarten hätte und auch nicht, wie viele Jahre Laura in Ferrara bleiben würde. Doch gleich, wie lange Laura bliebe, so lange blieb auch ihre Zofe.

Um die Mittagszeit hatten sie die unwegsame Strecke hinter sich gelassen, ein blauer Himmel spannte sich weit über das frühsummerlich heitere Land. Wenn der Fahrtwind den Fensterlappen blähte, blitzte grelles Sonnenlicht in den düsteren Kutschenraum; Costanza legte beide Hände über ihre Augen. Im bunten Farbenspiel hinter ihren Lidern tauchte das Gesicht Guglielmo Gonzagas auf, sein gleichgültiger Blick, der sie wie zufällig gestreift hatte, nachdem er Laura und ihren Vater gebührend verabschiedet hatte. Sie kannte diesen Blick; so hatte der Duca sie schon angesehen, als sie noch das stille, blasse Kind war, das gemeinsam mit seinen wahren Kindern in dem Schulzimmer über den Büchern saß. Die Male, die er unvermittelt hereingepoltert war und den Unterricht unterbrochen hatte, gleich ob sie gerade lasen oder schrieben, hatte Signor Peverara wie erstarrt und mit höflich gebeugtem Kopf abwartend dagestanden, bis der Duca sein Söhnchen Vincenzo in komischer Manier hatte salutieren lassen und Margherita, seinem Füchlein, zärtlich die roten Locken gezaust hatte. Über sie, Costanza, war sein Blick hinweggeglitten, als wäre da nur ein leerer Stuhl; und doch hatte sie vor ihm gesessen, wie eine von ihnen. Er, der Duca, ihr wahrer Vater, das wusste sie seit wenigen Stunden, schämte sich für sie und hatte sie verleugnet. Wenn sie ihm jemals in den Sinn käme, wenn er sie je erwähnen müsste, würde er sie Bastard nennen. Sie war nur

seine illegitime, nicht anerkannte Tochter und damit wenig mehr als nichts. Gewiss kam es ihm gerade recht, dass Margherita sie in Ferrara haben wollte; ein zweifacher Gewinn: Er gab sie einfach Laura mit, so hatte diese eine Zofe, und obendrein galt er, Guglielmo, als liebevoller Vater, der sich wie stets dem Füchlein gegenüber großzügig erwies. Sähe alle Welt auch sie, Costanza, als Guglielmos Kind an, wie Margherita, Vincenzo und die kleine Anna Caterina, dann säße sie jetzt stolz und aufrecht in der ersten Kutsche, dann reiste sie als Hofdame von Margherita nach Ferrara und nicht als Lauras Zofe.

Da wendete Laura ihren Kopf und sah durch das schlammbespritzte Fenster der ersten Kutsche über Pferde und Kutschbock hinweg zu Costanza, als hätte sie gespürt, dass diese an sie dachte. Sogleich fühlte Costanza eine zärtliche Rührung, wollte Laura zuwinken, war so froh, ihr schönes Gesicht zu sehen. Aber Laura lächelte nicht zurück, hielt nur den Kopf erhoben und sah sie ohne Ausdruck an, hob dann mit spitzen Fingern die Kapuze ihres Capes und legte sie behutsam über ihre Haare, damit die Flechten keinen Schaden nähmen. Dann drehte sie sich wieder um und sah nach vorn.

Enttäuscht ließ Costanza die Hand sinken, Laura war jetzt schon eine andere. Doch nein – was für ein einfältiger Gedanke! War Laura nicht schon immer anders als sie alle gewesen, schon immer mehr als nur die Tochter des Lehrers Peverara? Gewiss. Als sie, Costanza, im Frisieren und im Nähen unterwiesen worden war und Margherita sich mit dem Französisch plagte, da wurde Laura von den besten

Meistern unterrichtet, lernte singen, übte sich im Harfenspiel. Sie war schon immer eine andere und hatte stets vermocht, das Schöne, das sie in sich trug, der Welt zu zeigen; sie wurde die Bellissima. Da war es nicht verwunderlich, dass der Duca von Ferrara Laura an seinen Hof wünschte, nachdem er sie ein einziges Mal nur hatte singen hören.

Die Kutsche kam mit einem Ruck zum Stehen, schlenkerte schwer hin und her, Kisten, Gepäck und Harfe schwankten, die Fenstertücher flatterten und Staub wehte herein, kratzte Costanza in der Kehle und brannte in ihren Augen. Sie raffte ihren Umhang um sich, öffnete die Wagentür, beugte sich hinaus und sog die kühle Luft ein. Die Kutscher kletterten von den Böcken, auch die Soldaten waren abgesehen und berieten sich über die nächste Etappe des Weges. Costanza setzte vorsichtig einen Fuß auf den von Kutschenrädern zerfurchten Boden und wünschte sich Laura herbei; könnte sie nur zwei, drei Sätze mit ihr wechseln, sie würde sich weniger verlassen fühlen, aber Laura saß in der ersten Kutsche, ihr mit dem Rücken zugewandt. Die blaue Kapuze war auf ihre Schultern gefallen, so dass ihr schmaler, weißer Hals sichtbar wurde, darüber schimmerte ihre Haarkrone wie Gold auf einem alten Gemälde. Sie saß so aufrecht, als wären alle ihre Gedanken in gespannter Erwartung auf die Zukunft gerichtet; dass diese eine glanzvolle sein würde, das war ausgemachte Sache. Sie, Costanza, stünde hinter der Bellissima im Schatten, mit allen Sinnen auf deren Wohl bedacht, damit diese frei von alltäglichen Verrichtungen sich ganz ihrer Kunst widmen könne. Was sie für Laura zu tun

hätte, war in Stein gemeißelt, es war nichts anderes, als ihre Mutter für Eleonore, die Gemahlin des Duca, tat. So wie Lavinia Eleonores Haare frisierte, würde auch sie Laura die Haare frisieren, würde ihr das Waschwasser zubereiten, den Abtritt-Stuhl säubern, würde ihre Gewänder bürsten und flicken, sie ankleiden, das Feuer im Kamin bewachen und sie auf Tritt und Schritt begleiten, damit es ihr an nichts fehlte. Gewiss war Signor Peverara besorgt, denn seine schöne Tochter fuhr ins Ungewisse, genau wie sie, Costanza, ihre Zofe. Doch Laura war der Herzenswunsch des Duca von Ferrara, sie wüsste ihn stets hinter sich und hatte außer ihm auch alle Kunst auf ihrer Seite.

Costanza war auf einmal, als täte sich die Erde vor ihr auf, ein tiefer Riss trennte die herzogliche Kutsche von ihrer grauen für die Dienstboten; Lauras Kutscher stand auf der einen, der ihre auf der anderen Seite, wie ein Symbol dafür, dass alle Gemeinsamkeiten hier endeten. Tränen brannten ihr in den Augen, sie drängte sie zurück, aber ihre Hand, die den Knauf der Wagentür umklammert hielt, zitterte. Von einer plötzlichen Mutlosigkeit kraftlos geworden, stieg sie mit unsicheren Beinen wieder ein, ließ sich auf die harte Bank sinken. Könnte sie doch nur neben Signor Peverara sitzen; sie würde, um auf andere Gedanken zu kommen, ihm Geschichte um Geschichte entlocken, als zöge sie Bücher aus den hohen Regalen der Bibliothek. Denn Erzählen konnte er wie kein anderer, so dass sie ihn stets nur widerwillig verlassen hatte und in die dunkle, enge Stube der Eltern zurückgegangen war. Dort hatten Worte nichts

gegolten, und Anerkennung gab es nur für stumme Arbeit und blankgeschrubbte Bodendielen.

Costanza zog die Kapuze über den Kopf und schlug den Stoff ihres Umhangs über ihre Beine.

Wie lange wird dies Leben dauern? Sie war schon achtzehn Jahre alt. Wäre sie in Mantua geblieben, würde Camillo ihr einen Ehemann suchen; Gespräche hatte es bereits gegeben. Doch dann hatte Guglielmo Gonzaga sie nach Ferrara verfügt, und ihre Mutter hatte sich ihr offenbart.

Mit Einbruch der Dunkelheit hielten sie in Felonica, um zu übernachten.

Vor der Herberge warteten die Wirtsleute, hielten Laternen in den Händen, die ein geisterhaftes Licht auf ihre mageren Gesichter warfen. Um sie herum drängten sich Kinder, gut fünf an der Zahl, nur spärlich bekleidet, mit grobgeschnitzten, viel zu großen Holzschuhen an den nackten Füßen.

»Madonna ...«, hörte Costanza Laura flüstern. Sie hielt den Arm ihres Vaters umklammert und drückte sich mit der anderen Hand ein Tuch auf die Nase. Hinter ihr betrat Costanza die dunkle Wirtsstube, in der Rauchschwaden wie Gewitterwolken unter den schwarzen Deckenbalken hingen. Ein hochloderndes Feuer leckte an einem rußigen Kessel, und über der Kochstelle trockneten in langen Reihen Mais und aufgezogene Bohnen. Aus einer düsteren Ecke grölten ihnen zwei bärtige Gestalten entgegen, die ihre Bierkrüge wie zur Begrüßung hochgerissen hatten und sie, halb über dem Tisch liegend, mit gierigen Augen betrachteten.

Ein schlechter Geruch ließ Costanza unverzüglich ihren Hunger vergessen, und auch Laura schlug ein Nachtmahl aus, so dass Costanza nur um eine Karaffe mit Wasser für die Signora bat und Laura in die Kammer folgte, wohl der besten, die man hier hatte.

Ein Federbett, ein kleiner Tisch und eine Waschschüssel neben einer Laterne, in der eine Kerze glimmte.

Laura stand inmitten des niedrigen Raumes, dessen tiefe Deckenbalken kurz über ihrem Kopf endeten.

Mit angewidertem Gesichtsausdruck sah sie um sich. »Hilf mir aus dem Gewand heraus, Costanza«, sagte sie, und Costanza versetzte es einen Stich, dass sie nicht *Liebelein* gesagt hatte, wie es bisher unter ihnen üblich gewesen war.

Wenige Minuten später kletterte sie die Stiege hoch zu der Kammer unter dem Dach, die man ihr zugewiesen hatte. Ein Knecht mit Lauras Harfe ging voran und nahm die schiefen, ausgetretenen Stufen allzu unbesorgt. Er weiß ja nicht, was er da trägt, dachte sie in heller Sorge und dankte ihm dennoch freundlich für seine Dienste, als er das Instrument auf dem Boden absetzte. Erstaunt sah er sie an, als hätte niemals zuvor jemand so mit ihm gesprochen, zauste sich dann das ungeschnittene Haar mit beiden Händen, stolperte hinaus und zog die Tür mit übertriebener Sorgfalt hinter sich zu.

Costanza sank auf das Bett, das ihr besonders klein vorkam. Das Stroh im Bettsack knisterte, Halme bohrten sich durch das derbe Sackleinen. Etwas lief am Boden entlang. Durch die Ritzen der rohen Bretter vor dem Fenster drang ein dünner, blasser Strahl vom halben Mond. Sie blies

die Kerze aus, legte eine Hand auf Lauras Harfe an ihrer Seite.

Morgen würde Margherita sie *Liebelein* rufen.

2

DIE ANKUNFT

Als sie am nächsten Tag über die gepflasterten Straßen auf Ferrara zu ratterten und die Stadtmauer in ihr Sichtfeld kam, als sie sich in den Strom von Kutschen, Fuhrwerken und mit schwankenden Körben übervoll beladener Wagen, Händlern und fein gekleideten Reisenden zu Pferd einreiheten, fühlte Costanza trotz des beängstigenden Gewimmels, wie die Bedrückung von ihr wich. Hier schien eine andere Luft zu wehen, eine verheißungsvolle, die ihr Herz höherschlagen ließ. Es duftete nach Pfefferminze, Anis und Dill und stank nach Pferdemist und Dung, der in der Sonne dampfte. Sie passierten Reiter mit ritterlichem Aussehen auf schweren Rössern, drängten sich vorbei an Eseln, die unter prallen Säcken schwankten und keinen Schritt zur Seite wichen, bis der Kutscher die Peitsche auf sie niedersausen ließ. Die Straße wurde eng, sie durchfuhren einen Markt mit Ständen dicht bei dicht und Buden, vor denen sich Tonwaren auftürmten und Gänse und Hühner ihre Hälsen aus Weidenkäfigen streckten; Hasen und Fasane hingen aufgeknüpft kopfüber von niedrigen, windschiefen Holzdächern herab, umwabert von Wolken schwarzer Schmeißfliegen. Sie fuhren so zügig, dass die Menschen

angstvoll auseinandersprangen und ihnen Drohgebärden nachschickten.

Die Wachen am nördlichen Stadttor salutierten, traten beiseite, um die herzogliche Kutsche durchzulassen. Costanzas Kutsche jedoch hielt man an. Sie fuhr entsetzt zusammen, als sich ihr durchs Fenster ein grobes Gesicht entgegenstreckte und eine Stimme aus einem von wilden Barthaaren überwucherten Mund »Signora« sagte.

Zusammengekniffene Augen musterten sie, blieben allzu lang an ihrem Hals hängen, sie widerstand dem Drang, dorthin zu fassen. Dann glitten diese unverschämten Augen langsam an ihr herab, über ihr Brusttuch und ihre im Schoß fest verschlungenen Hände, bis sie sich endlich von ihr abwendeten und über die Kisten und das Gepäck schweiften.

»Dieses hier – was führt Ihr da mit euch?« Die Wache deutete auf die Harfe, öffnete schließlich den Wagenschlag und beugte sich herein, um den unförmigen Gegenstand besser in Augenschein nehmen zu können.

Costanza wich vor der mächtigen Gestalt zurück, die Ecke einer Kiste drückte sich ihr schmerzhaft in den Rücken. Sie wollte sich jedoch keine Einschüchterung anmerken lassen und gab ihrer Stimme Festigkeit: »Ein Musikinstrument, Signor. Eine Harfe. Eigentum der Sängerin Peverara, die vom Duca erwartet wird.«

Nach einem Augenblick des Überlegens sprang der Mann vom Trittbrett, schlug die Wagentür zu und gab dem Kutscher ein Zeichen. Die Pferde trabten an, passierten das Stadttor von Ferrara.

Costanza ließ sich zurücksinken, atmete schwer, griff nach einem Tuch und wischte sich mit zitternder Hand die Schweißperlen von der Stirn.

Als sie sich endlich wieder gefasst hatte, wagte sie einen Blick hinaus; sie fuhren in scharfem Tempo geradewegs auf das Castello zu, das sich gebieterisch mit seinen hochaufragenden, roten Mauern vor ihr auftürmte. Wie ein Heiligtum erschien es ihr und ganz anders als der Palazzo zu Hause in Mantua, mit seiner hellen, heiteren Leichtigkeit, trotz seiner unfassbaren Größe.

Die Kutschen fuhren um das Castello herum, dann über eine Zugbrücke und schließlich in einen gepflasterten Hof hinein, das hörte sie am wechselnden Klang der Räder und des Hufschlags. Jetzt erst schlug sie zögernd das Fenstertuch zurück. Die Maisonnette füllte den ganzen Himmel aus und strahlte auf einen Ziehbrunnen herunter, neben dem sie zum Stehen gekommen waren. Ein sanfter Wind ließ die Eisenketten, die den Eimer hielten, klimpern und einen filigranen Schatten auf dem Marmor tanzen. Zuversicht keimte in Costanza auf, ließ sie die Bänder ihres Umhangs lösen; indem er auf den Sitz herunterglitt, fiel etwas von ihr ab, das schwer auf ihren Schultern gelegen haben musste, das spürte sie erst jetzt. Doch als der Kutscher die Wagentür öffnete, blieb sie sitzen, wusste nicht, was nun zu tun sei, wohin sie gehen sollte.

In diesem Augenblick sah sie Margherita in den Hof laufen. Sie tauchte so plötzlich hinter einem der schweren Palmenkübel am Rand des Platzes auf, als hätte sie dort nach ihr Ausschau gehalten, um gleich zur Stelle zu sein.

Schnellen Schrittes kam sie auf die Kutschen zu, Costanzas Herz flog ihr entgegen, doch gerade noch rechtzeitig gebot sie sich Einhalt. Sie hatte sich zu mäßigen, bis Signor Peverara und Laura ausgestiegen waren; es gehörte sich nicht, dass die Zofe vor der Dame begrüßt wurde. Mit wehendem, von keinem Band gehaltenem Haar, wirr und lockig wie bei einem Wildling, wäre die Duchessa dem Nächstbesten in die Arme gefallen, so wenig machte sie sich aus der Etikette. Ein wenig hinter ihr, in schwarzer Seide, schritt ernst und gemäßigt der Duca, Alfonso II.

Costanza wusste, dass er dreißig Jahre älter war als sie, seine dritte Frau, das hatte Margherita ihr gesagt und auch, dass dies nichts zur Sache täte, da sie ihn liebe und ganz gewisslich er auch sie. Ja, dachte Costanza, das kann wohl sein, so wie Alfonso ihr ausgelassenes Gebaren hinnimmt und ihr mit einer milden Wärme in der Miene nachschaut, fast wie ein kluger Vater.

Der Herzog begrüßte nun Laura mit einem Lächeln, aus dem die reine Freude alle Zurückhaltung vertrieben hatte. Sein Ziel war erreicht, die schöne Sängerin war sein, er würde sie singen lassen, so oft er wollte.

»Signora«, sprach er mit Herzlichkeit, »Ihr seht mich hochofrennt. Ihr wart sehnlich erwartet von mir und der Duchessa, da es schon lange mein Wunsch war, das Castello von Eurem Gesang erfüllt zu hören. Ihr wisst – ich sagte es so viele Male schon und schrieb es auch –, nichts Schöneres habe ich je vernommen. Nun seid Ihr da, Ihr sollt es nicht bereuen. Wir heißen Euch willkommen!«

Costanza stand in angemessener Entfernung, sah Laura zurückhaltend lächeln, jedoch mit einer Röte auf den Wangen, die man nur selten bei ihr bemerkte. Sie schwieg, ihr Vater sollte wohl für sie antworten, doch noch während Signor Peverara sich zeremoniell verbeugte, ergriff bereits Margherita ungeduldig das Wort: »Jetzt ist mein Leben vollkommen, da ich meine liebsten Freundinnen bei mir habe!« Sie klatschte in die Hände wie ein Kind, sprach mit heller, aufgeregter Stimme und mäßigte sich erst, als Alfonsos Blick sie streifte.

Als der Herzog Costanza zu sich gewunken hatte und sie die wenigen Schritte auf ihn zugegangen war, sah sie zu Boden und beugte ein Knie um wenige Zentimeter. Nur eine Andeutung der Ehrerbietigkeit. Sie würde sie nach und nach verringern, bis sie gerade stehenblieb und auch den Blick nicht länger senkte, sondern offen in jedermanns Augen schaute.

Das hatte sie sich vorgenommen.

»Die Herzogin ist erfreut – da sie es ist, bin ich es gleichwohl auch«, sagte Alfonso, indem er sie mit leichter Hand emporzog. Eine heiß aufwallende Freude fuhr ihr ins Herz, das sich plötzlich mit allem, was sich an Sorgen darin angesammelt hatte, wie von selbst ausschütten wollte. Noch bevor sie diese Regung unterdrücken konnte, hörte sie sich sagen: »Hoheit, ich bin voll des Dankes gegenüber Eurer Großzügigkeit und auch der Freundlichkeit der Duchessa, dass sie mich nicht zurückgelassen hat in Mantua ...«

Sie stockte, errötete, wurde sich der Ungehörigkeit bewusst, gesprochen zu haben, während Laura, ihre Dame, schwieg. Signor Peverara zupfte an seinem Rock, als wäre dort etwas in Unordnung geraten, das es zu richten galt. Der Herzog blickte Costanza verwundert an. Madonna, was dachte er von ihr und ihrem ungehobelten Benehmen? Scham überspülte sie; und doch hielt das Gefühl der Zuversicht an. Eine Stille trat ein. Die Pferde schnaubten und scharrten mit den Hufen.

Margherita rührte sich als Erste und rief: »Aber Liebelein, was redest du! Was wären wir ohne dich?«

Sielachte, ergriff mit der einen Hand Costanza, mit der anderen Laura und rief dem bei den Kutschern wartenden Lakaien zu, er möge die Dame d`Arco herbeiholen, die gewiss schon längst zur Begrüßung bereitstünde.

In dem Moment kam Livia, die Kleine, die Margherita vor einem Jahr als ihre Hofdame mit sich genommen hatte, schon über den Hof gelaufen. Mit einer Hand das Kleid unziemlich hochhaltend, so dass man ihre roten Strümpfe sah, lief sie vorbei an den ratlos herumstehenden Kutschern, die keine Order bekommen hatten, wohin mit den Pferden, den Kutschen und wohin mit sich selbst, hungrig, durstig und müde nach der zweitägigen Reise. Livia hatte sich um keinen Deut verändert, dachte Costanza, eine Dame war aus ihr noch nicht geworden, auch merkte man ihr heute so wenig an wie je zuvor, dass Livia von Adel war. Wie eigenartig tröstlich war ihr der Gedanke und wie vertraut ihr kleines, herzförmiges Gesicht!

Costanza streckte beide Arme nach ihr aus im Überschwang, doch Livias schmale, braune Augen gingen unschlüssig hin und her zwischen der Bellissima und ihr. Costanza ließ sogleich die Arme sinken, und Livia verstand das Zeichen, lief hin zu Laura und umarmte diese. Deren Miene zeigte eher Gleichmut als Wiedersehensfreude; sie strich steif über Livias rührend kindliche Wange, der vom berühmten Tasso besungenen in fünf Sonetten und drei Madrigalen – in dieser Hinsicht standen Laura und Livia sich in nichts nach. Doch kannte man den Grund für Tassos Ehrung: Bei Livia war es der Stand, bei Laura deren Kunst, obwohl auch Livia als Sängerin und Gambenspielerin am Hofe war. »Doch ist sie jung und braucht noch Zeit, bis man sie als Sängerin wird präsentieren können«, hatte Margherita Costanza nach Mantua geschrieben. »Bisher noch zeigt sie sich geduldig, lässt sogar Unterweisungen im Sticken und Spinnen über sich ergehen, danach aber eilt sie stets unverzüglich in ihre kleine Kammer und zieht die Tür hinter sich zu. Über viele Stunden sirren gleich darauf Töne durch die Ritzen der Tür in den Flur, so dass die Pagen aufhorchen und für Augenblicke ihre Schritte zügeln.« Was ihren Gesang jedoch betrifft, hatte Margherita noch hinzugefügt, brauche es allerdings wohl noch seine Zeit; Signor Luzzaschi, der die Aufsicht über alle Musik am Hofe hatte, rechne schon noch mit einigen Jahren.

»Liebelein!«, rief Livia und eilte nun auf Costanza zu. Eine Strähne löste sich aus ihren Haaren, deren haselnussbraune Farbe dieselbe ihrer Augen war. Die Strähne fiel ihr in die

Stirn, sie blies sie unbekümmert fort, wie sie es immer schon getan hatte.

Costanza breitete erneut ihre Arme aus und drückte Livia so fest an sich, dass diese sie schließlich sanft von sich schob.

»Liebelein«, sagte Livia noch einmal, jetzt ein wenig atemlos, und Costanza musste die Tränen zurückhalten, so innig und vertraut klang ihre Stimme, »wie schön, dass du gekommen bist!«

3

DAS CONCERTO DELLE DONNE

Ein schwacher Strahl der Nachmittagssonne fiel durch die schmale Glasscheibe in der Wand, die Costanzas fensterloses Zimmer von Lauras Gemach trennte. Bei Laura war es noch hell und sonnig, während sie schon in den frühen Abendstunden die Lampen anzünden musste.

Costanza war unsicher, ob sie durch das mit dicken Trauben- und Weinblattornamenten verzierte Holz der Verbindungstür Lauras Stimme hören würde, wenn diese nach ihr verlangte, deshalb ließ sie die Tür stets einen winzigen Spaltbreit offenstehen.

Einer kleinen Schatulle entnahm sie das einzige Schmuckstück, das sie besaß, einen grünen, klaren Bernstein in der Form eines Tropfens, der an einem schmalen Lederband hing. Ihn heute zu tragen, würde ihren ersten Tag in Ferrara in besonderer Weise würdigen. Still für sich wollte sie diesem Tag Glanz verleihen, wollte den Schritt in ihr neues Leben zuversichtlich und mit allen Sinnen tun als die, die sie im Innersten war, ganz gleich, als was man sie ansah.

Ein letzter Lichtstrahl ließ den Bernstein in ihrer Hand aufleuchten wie ein wertvolles Juwel. Sie nahm das als ein gutes Omen und legte das Band um ihre Stirn, den Stein in

die Mitte über ihre Augenbrauen, da, wo sie zusammentrafen, und verknüpfte das Band am Hinterkopf. Ihr Haar, dunkel wie das einer Sizilianerin, hatte sie zu einem kunstvollen Knoten verschlungen, der bis in den Nacken fiel und oberhalb der mit roten Ornamenten bestickten Einfassung ihres Kleides endete. Das Gewand war ihr durch einen Lakaien geschickt worden, als eines von vielen, die noch folgen würden.

»Der Hof kleidet seine Damen und die Zofen seiner Damen«, hatte er sie belehrt, als er ihre Verwunderung bemerkte. Es war ein Kleid aus einem leichten, weichen Tuch, kastanienbraun mit lichten Seidenschleifen an den Schultern und an den weiten, bis auf die Hand fallenden Ärmeln. Sie waren nach der Mode geschlitzt und nur über den Handgelenken durch ein Seidenband zusammengehalten. Ein ähnlich schönes Kleid hatte sie nie besessen, und doch wünschte sie sich ihr altes, einfaches Gewand zurück, das die Blicke von ihr auf Laura lenken würde. Allein der Bellissima stünde solcherlei Glanz und Beachtung zu, ihr Platz war in Lauras Schatten.

Die Zeiger der kleinen Standuhr auf dem Marmorsims bewegten sich gegen fünf. Stand Laura wohl schon bereit für den Empfang der Sängerinnen in der *Sala Grande*?

Die Gemächer des Duca lagen auf der anderen Seite des Castello, um den Löwenturm herum, weit ab von ihnen, die zu Margheritas Gemächern gehörten. Sie und Laura hätten einen Weg zurückzulegen, den sie nicht kannten; ohne einen Pagen, der sie führte, wären sie verloren, kämen nicht zur rechten Zeit. Das wäre undenkbar.

Die Tür ging auf, im Rahmen stand Laura, eingefasst von dem dunklen Holz wie ein Gemälde. So schön wie sie war keine, so unvergleichlich zart. Perlenreihen schimmerten auf ihrer hellen Haut, auf der es nichts zu überpudern gab. Blassblaue Seide umhüllte sie wie eine Wolke aus glitzernden Eiskristallen, und Spitze, hellgrün und kostbar wie die zerbrechliche Schale eines Stareneis, bedeckte ihre Brust. Ihre Augen jedoch, wasserblau wie die Farbe ihres Gewandes, waren kalt wie der Steinboden, auf den man frühmorgens die Füße setzte, und sie sprach im neuen Italienisch, das nicht üblich war zwischen ihnen.

»Wird es nicht Zeit, Costanza? Solltest du mich nicht mahnen?«

»Gewiss, Bellissima.«

Costanza überwand einen Widerstand, sagte sich, dass Laura nervös sein musste; es hing so viel von diesem ersten Zusammentreffen der Sängerinnen ab, Alfonso und Margherita setzten ihre höchsten Erwartungen in sie. Nun müsse Laura beweisen, dass sie die war, die man im ganzen Land lobte. Laura war besorgt, das war verständlich, sie brauchte ihre Nachsicht und ihre ganze Gutherzigkeit.

»Ich rufe nach dem Pagen, der uns den sichersten und schnellsten Weg zeigt«, sagte Costanza in ruhigem, freundlichem Ton, hob ihr Kleid an und eilte auf beflissene, doch nicht unterwürfige Weise davon.

Wenige Minuten später traten sie durch die Tür der *Sala Grande*.

Margherita stand in der Mitte des Saales umgeben von prunkvollen, mannshohen Spiegeln, an ihrer Seite Livia, die